

Zeitschrift:	Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse = Gazetta militare svizzera
Band:	56=76 (1910)
Heft:	39
Artikel:	Die Bewaffnung unserer Kavallerie
Autor:	[s.n.]
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-177

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Allgemeine Schweizerische Militärzeitung.

Organ der schweizerischen Armee.

LVI. Jahrgang. Der Schweizerischen Militärzeitschrift LXXVI. Jahrgang.

Nr. 39.

Basel, 24. September.

1910.

Erscheint wöchentlich. — Preis per Semester für die Schweiz Fr. 5. — Bestellungen direkt an **Benno Schwabe & Co., Verlagsbuchhandlung in Basel**. Im Auslande nehmen alle Postbureaux und Buchhandlungen Bestellungen an.
Inserate 35 Cts. die einspaltige Petitzeile.

Redaktion: Oberst U. Wille, Meilen; Oberst Fritz Gertsch, Bern.

Inhalt: Die Bewaffnung unserer Kavallerie. — Gefecht einer eidgenössischen Heeresabteilung. — Ausland: Frankreich: Rechts und links. Verbesserte Schutzschilder der französischen Artillerie. — Russland: Feldküchen. — Türkei: Einiges über die türkische Armee. — Rumänien: Einführung eines neuen Pulvers. — Serbien: Schiessvereine.

Die Bewaffnung unserer Kavallerie.

I.

Es dürfte sich schon der eine oder andere unserer Kavallerie-Offiziere mit der Frage beschäftigt haben, wie sich wohl die Situation und die Verhältnisse gestalten würden, wenn es einmal zu einer Attacke von unseren, mit Säbeln bewaffneten Dragonern gegen eine lanzentragende, fremde Kavallerie käme. Es kann deshalb nicht uninteressant sein zu erfahren, welche Ansichten über diese Frage in anderen, grossen Armeen, in welchen die Lanze auch nicht eingeführt ist, herrschen.

Die „Kavalleristischen Monatshefte“ hatten im vergangenen Winter eine Preiskonkurrenz eröffnet über die Frage: Welches ist die zweckmässigste Bewaffnung der modernen Kavallerie? welche Tragart der einzelnen Waffen entspricht am besten? und publizieren nun in ihren Nummern Mai-August die 4 besten, d. h. preisgekrönten Arbeiten. Obschon die Konkurrenz deutschen und österreichischen Offizieren offen war, so scheinen sich doch die letzteren mehr an derselben beteiligt zu haben, denn alle diese 4 Arbeiten stammen von Offizieren der k. und k. Armee.

Deshalb darf es auch nicht zu sehr wundern, wenn alle 4 Arbeiten darin übereinstimmen, dass sie den Wert der Lanze bezweifeln, ja, dass sie sogar direkt gegen diese Bewaffnung Stellung nehmen. Schon gleich nach Veröffentlichung der ersten Arbeit tritt aber auch ein deutscher Kavallerie-Offizier in den Kavalleristischen Monatsheften für die Lanze ein. Und als auch die Verfasser der zweiten und dritten Arbeit ebenfalls gegen die Lanze schreiben, entspinnt sich

in den folgenden Heften eine lebhafte Polemik zwischen deutschen und österreichischen Kavallerie-Offizieren für und gegen die Lanze. Es ist ja begreiflich, dass die Deutschen, bei welchen die Lanzen in der gesamten Reiterei seit Anfang der 90er Jahre eingeführt sind, energisch für diese Waffe eintreten.

Für uns hat die Frage natürlich eine ganz andere Bedeutung.

Bei uns wird wohl niemand auch nur daran denken, ob Lanzen einzuführen seien oder nicht. Dies ist eine Bewaffnung, die für eine Miliz-Kavallerie von vornehmerein ausgeschlossen ist. Doch die Frage interessiert uns, wie wir die mit Lanzen bewaffneten Reiter bekämpfen können und deshalb dürfte es sich lohnen, die oben erwähnten 4 Arbeiten etwas näher zu betrachten und die Gründe, welche nach ihrer Ansicht gegen die Lanze sprechen und welche also indirekt zur Bekämpfung der Lanzenreiter selbst Vorteile versprechen, kennen zu lernen.

Oberleutnant Eugen Hirsch v. Stronstorff, der Verfasser der ersten Arbeit, ist ein ganz entschiedener und energischer Gegner der Lanze. Er betont, wie schon die ganze Ausbildung und überhaupt das Reiten mit der Lanze Schwierigkeiten biete. Speziell Patrouillen und Melde-reitern, „die sich infolge ihrer Aufgaben nicht den bequemsten Weg wählen können, ist sie ein Hemmnis.“

Aber auch im Kampf, in der Attacke selbst, hält er die Lanze für eine ungünstige Waffe. Die vielgerühmte, „lanzenstarrende Mauer“ weist überall dort, wo Offiziere vor der Front reiten, Lücken auf. Und das zweite Glied? Legt auch dieses die Lanze ein, wie in Deutschland, so ist das eigene erste Glied vor allem bedroht. Ober-

leutnant von Stronstorff zitiert Seydlitz, der gesagt habe: „Beim Anreiten ist es ziemlich einerlei, ob der Soldat eine Lanze, einen Säbel, einen Pallasch oder eine Reitpeitsche in der Hand hat, denn da kommt es vor allem darauf an, dass er gut beritten sei und den unerschütterlichen Entschluss im Herzen trage, den Feind mit der Brust seines Pferdes niederzurennen. Im Handgemenge hingegen sind Säbel und Pallasch die einzigen brauchbaren Waffen.“

Wie viele Lanzenspitzen werden beim ersten Anprall unbrauchbar und müssen im Handgemenge durch den Säbel ersetzt werden, was, wenn noch möglich, immerhin einen schwerwiegenden Zeitverlust bedeutet. Auch das unterstützende Eingreifen einer Reserve dürfte für den Säbelreiter bedeutend leichter und erfolgreicher sein, als für den Lanzenreiter, der im Anprall in das Handgemenge leicht Feind und Freund in gleiche Gefahr bringt.

Auch der Verfasser der zweiten Arbeit, Rittmeister Alfred von Spulak, kommt zu denselben Schlüssen wie Oberleutnant von Stronstorff. Auch er geht von dem oben erwähnten Zitat von Seydlitz aus. Da die Lanze im Gleichgewicht, also sehr tief gehalten werden muss, so hindert schon der Kopf des eigenen Pferdes die rasche Direktions-Veränderung der Lanze, die dadurch bei plötzlicher Verschiebung des Ziels, dasselbe oft verfehlt: das kommt beim Säbel, welcher über dem Pferdekopf gehalten, viel weniger leicht vor. Auch sollen kriegsgeschichtliche Forschungen absolut kein positives Resultat ergeben haben, dass die Lanze im Reiterkampf besondere Vorteile geboten habe. In den Feldzügen 1859, 1866, 1870/71 und 1877/78 seien oft Säbel und Lanzenspitzen aneinandergeprallt; einmal siegten die ersten, das andere Mal die letzteren. Auch wurden gleichzeitig in einer Armee die Lanzenspitzen eingeführt, während sie kurz vorher in anderen Staaten waren abgeschafft worden.

Auch die Behauptung, dass der moralische Eindruck einer Lanzenfront auf die Säbelfront ein solch grosser sei, dass letztere schon vor dem Zusammenstoss gewichen, ist nicht bewiesen, denn für die umgekehrte Situation liessen sich ebensoviele Gegenbeispiele anführen. Rittmeister von Spulak sagt, und da können wir ihm gewiss ohne weiteres voll und ganz zustimmen, dass es eben auf den moralischen Wert der Truppen ankommt, auf das unerschütterliche, bei den Japanern besonders zum Ausdruck gelangte, unbedingte Siegen-Wollen.

Der Verfasser der dritten Arbeit, der k. und k. Dragoner Leutnant Richard Weil zieht sehr systematisch gegen die Lanze ins Feld, er entkräftet ganz glücklich die 5 gewöhnlich der Lanze nachgerühmten Vorteile, nämlich:

Der moralische Eindruck, das frühere Treffen des Gegners mit der Lanze, der festere und sicherere Stoss mit der unter dem Arme eingelegten Pike, die Möglichkeit einen am Boden liegenden Gegner zu treffen und zuletzt die Befähigung sich mehrerer Säbelfechter auf's mal zu erwehren. Ungefähr mit den gleichen Gründen und Erwägungen bestreitet auch Leutnant Weil diese Vorteile.

Speziell soll das Argument erwähnt werden, dass im Handgemenge, bei dem beschränkten Platz, den die durch den Chock ineinandergekeilten Reiter haben, der Säbel eben unbedingt die handlichere und wirksamere Waffe ist. Denn die Ausbildung mit der Lanze bildet bei der relativ kurzen Dienstzeit den grössten Nachteil der Waffe. Bei der hohen Anforderung, die heute in der Ausbildung im Feld- und Melddienst usw. an den Mann gestellt wird, kann sich derselbe die erforderliche Uebung, um sich der Waffe erfolgreich bedienen zu können, nicht aneignen. Dass aber beim Reiten durch's Gelände, speziell im Walde, auf Patrouille einerseits und beim Absitzen zum Feuergefecht anderseits die Lanze direkt zum grossen impedimentum wird, liegt auf der Hand.

Die Arbeit von Rittmeister Ladislaus Jagielski im k. und k. Landwehrulantenregiment No. 1, wurde mit dem vierten Preise gekrönt. Jagielski basiert seine Ansichten ebenfalls auf der Kriegsgeschichte, indem er darauf hinweist, dass schon in den früheren Schlachten, die meist durch die blanken Waffen entschieden wurden, „die Lanze nie die Beherrscherin der Reiterfahnen“ gewesen sei, „wir sehen in allen Geschichtsperioden nebeneinander und gegeneinander Schwadronen mit Lanzenspitzen und Säbeln oder nur mit Säbeln bewehrt, mit wechselndem und von der Art ihrer Bewaffnung nur wenig beeinflusstem Erfolge kämpfen; der vielfach falsch zitierte Montecuculi bezeichnete die Lanze des Fussvolkes als Königin der Waffen.“

Die deutsche Kavallerie, die Hauptverfechter in der Lanze, führte dieselben nicht direkt nach 1870/71, sondern erst 18 Jahre später ein, ein Beweis, dass nicht die Kriegserfahrungen bei diesem Entschluss allein massgebend waren. Als die Deutschen gegen die Boxer ins Feld zogen, legten sie die Lanzenspitzen ab, desgleichen die Engländer in Transvaal. „Von Glanztaten italienischer Lanzieris bei Custoza von ihrer Ueberlegenheit gegen kaiserliche Husaren weiss die Geschichte nichts zu erzählen; ja ein napoleonischer Garde-chevauxleger (General Zaluski) erzählt, er habe einmal Lanzenreiter vor dem Chok gegen Chevauxlegers ihre Lanzenspitzen wegwerfen und zum Säbel greifen sehen.“

Im übrigen erwähnt auch Rittmeister Jagielski dieselben Nachteile der Lanze, die schon in den früheren drei Arbeiten angeführt waren.

Wir sehen also, alle vier Autoren sind einig darin, dass die Lanze eine recht wohl zu entbehrende Waffe ist, deren mögliche Vorteile weit durch die effektiv vorhandenen, schwerwiegenden Nachteile aufgehoben werden. Darum wollen wir uns den Schlusspassus, mit welchem Rittmeister Jagielski seinen Abschnitt über die Lanzenfrage schliesst, beherzigen, und in Fleisch und Blut übergehen lassen:

„Und sollten wir auch einmal in die Lage kommen, den Säbel in der Faust Lanzenfronten zu attackieren, so wird, wie es seit Beginn der Zeiten war, das Herz des Reiters entscheiden, wer das Blachfeld behauptet, nicht die Länge der Waffe.“

II.

Was nun die übrige Bewaffnung anbetrifft, so wird selbstverständlich als blanke Waffe der Säbel, und als Schusswaffe der Karabiner als absolut notwendig verlangt. Unsere Kavallerie ist also in dieser Beziehung, worüber ja auch kein Zweifel herrscht, richtig bewaffnet. Erörtern wir noch einige Details, die diese Fragen behandeln.

Zuerst die Tragart des Säbels. In allen Arbeiten wird als eine erstrebenswerte Neuerung erwähnt, dass der Säbel am Sattel selbst untergebracht werde. Für uns ist das nichts neues; wir finden es selbstverständlich, dass der Säbel, sobald aufgesessen wird, am Sattel angehängt wird. Neu ist nur der Ort am Sattel, den die österreichischen Offiziere vorschlagen. Mit Recht sagt Rittmeister von Spulak in seiner Arbeit, dass das Schlagen und Herumbaumeln des Säbels für ein richtiges Reiten sehr störend wirke. „Der Säbel versetzt dem Pferd auf Flanke und Kreuz Hiebe, dem gegenüber der strafende Reitstock eine Kleinigkeit ist.“

Auch der verräterische Lärm, den die Säbelscheide am Bügel oder im Wald an den Bäumen verursacht, sollte entschieden vermieden werden können. Darum wird von den vier Verfassern die Unterbringung des Säbels an der vorderen linken Packtasche vorgeschlagen und verlangt. Auch bei uns in der Kavallerie wurde der Säbel einmal während kurzer Zeit dort versorgt, ist aber bald wieder nach hinten gewandert. Ob speziell ungünstige Erfahrungen die Änderung verursachten? Praktisch scheint die Sache doch, da der Säbel dort versorgt, leicht zu ziehen und entschieden noch leichter dort zu versorgen ist, was bei unserer jetzigen Tragart oftmals direkt Schwierigkeiten bereitet. Wird der Säbel an der vorderen Packtasche festgeschmalt, so hat man noch den Vorteil des geräuschlosen Tragens,

was auf Patrouillen oder bei Ueberraschungen oft ein für das Gelingen ausschlaggebender Faktor ist.

Dass ein Karabiner zur Bewaffnung des modernen Kavalleristen gehört, braucht ja wohl nicht erwähnt zu werden, obschon diese Erkenntnis noch gar nicht so alt ist. Das Bedürfnis nach einer Schusswaffe zeigte sich geradezu zwingend bei den Deutschen anno 1870/71. Da gab es noch viele deutsche Regimenter, die ohne Karabiner in den Krieg gezogen waren. Aber die deutschen Reiter wussten sich zu helfen, indem sie sich selbst mit erbeuteten Chassepot-Gewehren bewaffneten. Die Einführung des Karabiners basiert auf Kriegserfahrung.

Verschieden ist seine Tragart. Während in Deutschland eine Karabinerholster, ähnlich wie bei uns vorhanden, trägt der österreichische Reiter seine Schusswaffe auf dem Rücken. Die Österreicher scheinen mit dieser Tragart ganz gute Erfahrungen gemacht zu haben, denn alle vier Autoren geben dieser Art des Tragens unbedingt den Vorzug.

Die Gründe für dieselbe fasst Oberlt. von Stronstorff kurz und klar in den Satz zusammen: „Der Mann muss so ausgerüstet sein, dass er unter allen Umständen eine Waffe bei sich trägt. Der Säbel gehört grundsätzlich ans Pferd, der Karabiner zum Mann.“ Das hat viel für sich und kann wohl bei einer stehenden Armee durchgeführt werden. Bei uns nimmt ja der Mann beim Rückzug den Karabiner auch auf den Rücken, und ist gewiss so auch mobiler. Für längere Ritte aber soll er ihn in der Holster versorgen. Es scheint nun, dass die Österreicher den Zeitverlust, den das Herausnehmen des Karabiners aus der Holster verursacht, etwas zu gross anschlagen. Denn ist der Karabiner gut in der Holster versorgt, so kann derselbe mit etwas Übung im Absitzen zum Feuergefecht leicht herausgenommen werden.*). In einem Punkte sind die vier Herren nicht einig und das ist in der Frage des Bajonets. Während in den drei ersten Arbeiten das Bajonett, wenn auch nicht gerade mit Begeisterung verlangt wird, so vertritt Rittmeister Jagielski mit grosser Entschiedenheit den gegenteiligen Standpunkt. Er konstatiert zuerst, wann der Infanterist sein Bajonett gebrauche. Erstens als einzelner Mann als Posten, wo er mit dem Anschlag seines langen Gewehres bei einem Ueberfall zu spät kommen würde; zweitens im Verbande beim Schlussakt des Feuerkampfes, zum Sturm oder

*) Ganz unkriegsgemäss ist allerdings das Riemchen, das unsern Karabiner des Verschlusses wegen an der Holster fixiert. Nicht nur versäumt das Losmachen beim Absitzen, sondern auch das Wiederbefestigen dürfte oft schwierig sein.

zur Abwehr desselben, bei Ortschaftskämpfen, im Nebel und dichten Wäldern. Kommt die Kavallerie in solche Lagen? Im ersteren Fall dürfte es viel ratsamer sein dem Posten einen zweiten Mann beizugesellen, was ihm weit mehr Sicherheitsgefühl als ein Bajonett gäbe. Wie viele Infanterieposten sind schon trotz aufgepflanztem Bajonett überrumpelt worden?

Wann aber kommt abgesessene Reiterei zum Sturm?

Rittmeister Jagielski geht davon aus, dass die Kavallerie im Verhältnis zur Infanterie immer eine numerisch sehr schwache Kraft sei und bleiben werde. Um nur schon einem Bataillon mit einer überlegenen Zahl Gewehre entgegentreten zu können, brauche es die abgesessenen Schützen einer ganzen Kavallerie-Brigade. Somit müsse die Kavallerie ihre Ueberlegenheit in etwas ganz anderem zu erreichen trachten, mit ihrer raschen Beweglichkeit müsse sie suchen der Infanterie beizukommen. Ihre verhältnismässig numerische Schwäche, in der sie der Infanterie gegenüber immer sein werde, erlaube ihr nie, ein lang dauerndes, hinhaltendes Feuergefecht durchzuführen oder gar durch den Sturm zum Erfolg zu bringen. Aber:

„Die Infanterie, wenn auch numerisch überlegen, kann nicht galoppieren und ist beim Aufmarsch aus der Tiefe nur langsam imstande, ihre Ueberlegenheit zum Ausdruck zu bringen.“

„Die Distanzen von 1500—600 Schritte dürften die Grenzwerte beim Feuerkampf der Kavallerie bezeichnen. Das gewollte Feuergefecht der Kavallerie charakterisiert sich also jenem der Infanterie gegenüber als eine Art Feuerüberfall.“

„Hat man mehr erreicht, den Feind mürbe geschossen, so wird eine heranbrausende Schwadron mit dem Säbel in der Faust viel mehr ernten, als 5 abgesessene Schwadronen mit dem Bajonett.“

Es dürfte genügen, diese paar Sätze aus der Arbeit des Rittmeisters Jagielski anzuführen, um seine Tendenzen zu zeigen. Entspricht das aber nicht gerade den Vorschriften unseres Reglementes? Wenn wir in unseren Vorschriften den Abschnitt über das Feuergefecht lesen (VII. Kap., Abschn. 433 u. fg.), so finden wir die ganz gleichen Ansichten und Vorschriften wie: Ihr Feuergefecht trage stets den Charakter des Feuerüberfalles oder dann des Hinterhaltes!

Daraus ergibt sich auch, dass ein langsam und allmählich genährtes Feuergefecht, welches Eroberung einer vom Feinde besetzten Stellung zum Zwecke hat, nicht Sache der Kavallerie ist, daher auch nicht geübt zu werden braucht.

Wenn Kavallerie auf eine vom Feinde schon besetzte Stellung stösst, so wird besser auf

einen zeitraubenden und doch meist aussichtslosen Frontangriff verzichtet.

Das nur einige wenige Beispiele.

Unsere Kavallerie soll nicht zur berittenen Infanterie herabsinken, wozu gewiss der Anfang gemacht würde, wenn man ihr ein Bajonett geben würde. Wir wollen dieses Kampfmittel der russischen Linienkavallerie und den Italienern, bei welchen dasselbe schon eingeführt, lassen. Für uns wäre es, gleich der Lanze, nur ein impedimentum.

Rittmeister Jagielski schliesst seine Ausführungen mit dem Satz: „Wie aus dem Gesagten hervorgeht, kann man das Bewusstsein haben, dass bei uns die Bewaffnung und Tragart der Waffen (bis auf die Befestigung des Säbels) allen modernen Anforderungen entspricht.“

Es scheint mir, dass auch wir dieses Bewusstsein voll und ganz haben dürfen und haben sollen. Dann werden auch wir Schweizer Milzkavalleristen Erfolge erzielen, wenn unsre „wesentliche Waffe, das Herz, nicht versagt, wenn die Stunde des Soldaten schlägt.“

P. S.

Nachschrift. Nachdem Vorstehendes schon im Druck war, erschien die Septembernummer der Kavalleristischen Monatshefte mit einer fünften Preisarbeit. Da der Verfasser derselben, Dragoner-Oberleutnant Karl Baron Stipsicz, im Grossen und Ganzen zu den gleichen Schlüssen gelangt, wie die vier Offiziere, deren Ansichten in Obigem besprochen wurden, so sei seine Arbeit nur der Vollständigkeit halber hier erwähnt.

Gefecht einer eidgenössischen Heeresabteilung.

Der vielverdiente Oberstleutnant Wieland hat im Jahre 1824 ein „Handbuch zum Militairunterricht für Schweizeroffiziere aller Waffen als Versuch eines Vertheidigungssystems der schweizerischen Eidgenossenschaft“ (Basel, Schweighauserische Buchhandlung) herausgegeben, das in vorzüglicher Weise darlegt, wie notwendig damals die einheitliche Organisation der schweizerischen Wehrkraft war. Eindringlich verflicht er seine Ueberzeugung und gibt zu diesem Zwecke interessante Beispiele aus der Taktik seiner Zeit. Ich habe früher schon einmal einige Abschnitte aus dem Buche hier mitgeteilt und möchte heute eines der angewandten Beispiele wiedergeben samt den daraus gezogenen Folgerungen. Gibt uns das „Gefecht“ indirekt ein anschauliches Bild von der Kompliziertheit der Formen, mit denen unsere Vorfahren zu rechnen hatten, von dem schablonenhaften Handeln nach rezeptbuchartiger Vorschrift, von dem sich Wieland mit allen Mitteln zu emanzipieren sucht, so beweisen die